



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von den Künsten und der Kunst

Pinder, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1948

Kunstform und Naturform

urn:nbn:de:hbz:466:1-41790

Kunstform und Naturform

Warum kann man Form als „göttlich“ empfinden? — Blicken wir in die Gottesschöpfung Natur selber. Da ist ja die Form! Da gibt es ja Formen, die der Mensch nicht geschaffen hat und die wir staunend dennoch als etwas ganz Ähnliches wahrnehmen, ähnlich den von uns geschaffenen, die doch keineswegs von uns jenen nachgebildet sind. Es sind Formen, meist erst in neuerer Zeit von der Wissenschaft entdeckt, vom menschlichen Auge oft unmittelbar nicht wahrzunehmen und dennoch den Formen der Kunst ähnlich, zuweilen bis zur Übereinstimmung. Warum, worin ähnlich? Durch die Gesetze, durch das schon für den Augenschein nicht Zufällige, durch die sichtliche Ordnung. Es sind mathematische Gesetze. Die Symmetrie ist nur eines davon, aber vielleicht das deutlichste. Wir wenden es dauernd in der Baukunst an, in zahlreichen Fällen auch außerhalb von ihr. Wie viel oder wie wenig Symmetrie eine Form zeigt, das bestimmt ihren Ausdruck. Und doch ist Symmetrie ein Naturgesetz! Es kommt in jedem Atom zur Erscheinung, und welche Rolle hat es allein in unserem Körper inne! Ein Ausdruck wird also von einem künstlerisch gesetzten Zeichen erreicht, weil ein Naturgesetz darin mitwirkt. Symmetrie setzt auch Zahl voraus, und zwar die heilige Zahl Drei: eine Mitte und zwei Flanken. Auch wo die Wortkunst innerlich Bilder sieht, liebt sie Symmetrie: Christus zwischen den Schächern („drei Kreuze“), Christus zwischen Maria und Johannes! Auch wenn wir auf einer Wand nur zwei Bilder oder an ihr nur zwei Stühle symmetrisch anord-

nen, so haben wir das Dritte mit eingerechnet: die Mitte des Abstandes. Wir können sie betonen, aber wir müssen es nicht. Auch unbetont ist sie da, nur anders, nur mit anderer Wirkung. Immer wieder wird Gesetz zur Wirkung! Schon das eine Beispiel würde genügen. Aber auch der Goldene Schnitt z. B., bei dem sich der größere Teil zum kleineren verhält wie das Ganze zu ihm selber — eines der schönsten Geheimnisse der Ganzheit überhaupt —, ist zugleich in der Kunst wirksam und in der Natur (so bei den Insekten). Ein gemeinsames Baugesetz!

Form gibt es also auch außerhalb des vom Menschen erst Geschaffenen. Es gibt „Kunstformen der Natur“. Es gibt also auch Naturformen der Kunst. Schneeflocken sind wundervolle „Ornamente“, und sind doch weder vom Menschen geschaffen, noch gar zum Schmucke geeignet. Sie sind Natur, sie sind durch Gesetze entstanden, denen die Physik nachgeht, die sich nicht um die Kunde vom Menschen bemüht. Die Kunstbetrachtung aber, die dieses tut, fragt nun danach, wie und warum der Mensch formt und warum er vielleicht sogar in großem Maßstabe bauen kann, was die Natur oft gerade in dem kleinen zu geben liebt. Schon die bescheidenste mikroskopische Beobachtung zeigt uns Formen, die erstaunlich an vom Menschen geschaffene anklagen. Die Welt der Kristalle, zu der auch die Schneeflocke gehört, liefert nicht nur ornamentale, sondern vorzüglich Bau-Formen, namentlich Zentralbau-Formen von erstaunlicher Architektonik, mindestens Tektonik. Die Lehre von den Kristallen kennt 32 Grundformen der

Symmetrie! Jede Schneeflocke ist ein Sechseck, und man hat Tausende davon feststellen und abbilden können! Die Natur hat sie gebildet nach Gesetzen, die sie einfach hat und die der Mensch in der Mathematik beschreiben und durchdenken kann. Die Kristallwelt liefert Bauformen.

Die Baukunst liefert ebenso Kristallformen. Der Baukünstler hat sie nicht von der Natur entlehnt, er hat sie offenbar wie die Natur, mehr noch: sagen wir gleich, er hat sie als Natur hervorgebracht. Die Formen seines baulichen Denkens sind gleichsam eine zweite natürliche Welt des Anorganischen, eine mineralische und Gesteins-Welt des schaffenden Geistes. Kann es ein Zufall sein, daß die Baukunst wohl doch auch die innerlich älteste der großen Künste ist, so wie das Anorganische dem Organischen gegenüber eine ältere Welt? Schon in der Welt der Atome herrschen Gesetze der Tektonik.

Die Kleinkunst der Ornamentik ist in der Architektonik mitenthalten, entwickelt sich an ihr, aber auch neben ihr. Sie kann Naturdarstellung mitverwerten, aber sie muß es keineswegs. Auch sie besitzt zahlreiche Formen, die in der Natur oft ganz versteckt vorkommen. Solche Formen ragen aber auch in die pflanzliche Welt hinüber, und nicht nur so weit, als die pflanzliche Welt selber noch kristallähnliche Formen hervorbringt — wie schon in dem wunderbar regelmäßigen Gebilde eines Baumquerschnittes oder in der sternförmigen Anordnung eines Blütenkelches. Es gibt da auch freiere Formen, die immer noch auffallende Ähnlichkeit mit Kunstformen besitzen, so „Bischofsstäbe“, die dem ersten Blicke wie

gedrechselt und geschnitzt von Menschenhand erscheinen. Überwiegend sind es doch die gegenstandslosen Künste des Sichtbaren, die so deutliche, uns überraschende Naturformen hervorbringen. Je mehr wir in die freiere Welt des Plastischen und gar des Malerischen steigen, desto weiter bleiben die unbedingten Ähnlichkeiten mit der Formenwelt der Natur zurück. Hier wird meist erst Absicht die Ähnlichkeit schaffen. Die Formen des mehr Verharrenden in der Natur sind allgemein verwandt denen des Architektonischen, Tektonischen und gegenstandslos Ornamentalen. Dabei kann gewiß auch die Baukunst organisch bewegtere Formen schaffen, wird es jedoch nur in Spätzeiten tun.

Das Ornament selber kann — wie das Zeitalter der Völkerwanderung bis zu seiner letzten Krönung, dem spätwikingischen Ornamente, zeigt — Formen, die der Erscheinungswelt schon einmal nahe waren, dieser Nähe berauben und dadurch wieder ihren Bewegungsgehalt steigern. Dabei kann geradezu eine Musik der Linien entstehen, bis zur verwickelten Form der Doppel- und der Spiegelfuge. Hier stehen wir dem Tektonischen ferner. Das Auge, das nicht Bilder aufnimmt, erlebt reine Linienbegegnungen: Bewegungen. Es können also Formen der Bewegung auf geradezu wunderhafte Weise im räumlich verharrenden Kunstwerke eingeborgen sein. „Bewegung“ kommt von „Weg“; jeder Weg ist Raum, aber er kostet Zeit; in jeder Bewegung ist Zeit bestimmend enthalten. Der Künstler kann, weil er Zeichen und Sinnbilder gibt, Bewegung auch im räumlich Unbewegten darstellen. Er kann es aber, weil jede Form ein

Weg ist, den die Kunst zu gehen befiehlt. Sie sagt: so sollst du gehen, tasten, sehen. Form ist eine Zumutung. Daher auch der leidenschaftliche Widerstand gegen Kunst, der man sich nicht unterwerfen, mit der man nicht gehen will. Man sagt dann gerne: „Ich kann nicht mit“!

Von der Beobachtung an Formgesetzen

Daß die Form in der Kunst ein gutes Gefäß der Seele ist, das beruht jedenfalls auf Gesetzen. Diese Gesetze wurzeln tief im Innersten der Natur und wiederholen sich frei, ungefragt, notwendig im schaffenden Menschengeiste. Gesetz ist in jeder Form. Gesetzlose Kunst wäre Narrentum; es gibt keinen Freibrief dafür. Seine Freiheit gegenüber der Natur hat der Künstler, wo er sie echt beansprucht, nur darum, weil auch in ihm selber Natur wirkt. Er hat sie also von daher, woher auch sein Gesetz stammt.

Vom Gesetze läßt sich vieles erfahren, durch Harmonielehre, durch Poetik, und durch das, was gegenüber bildender Kunst solchen entsprechen muß: Erforschung der mathematischen Gesetze, deren sich der Künstler bedient, Erforschung der Farben, überhaupt alles Gegebenen in der gestaltbaren Sichtbarkeit. Daß die musikalischen Intervalle auf physikalischen Tatsachen, auf klaren Verhältnissen der Schwingungszahlen beruhen, ist bekannt. Musikalisch ist, wer Terzen, Quarten, Oktaven usf. als solche hört. Daß er damit mathematische Verhältnisse hört, rein physikalische und zugleich rein geistige, jenseits alles Tierhaften gelegene Beziehungen,